Des Lootsen Weib.

Von Jonas Lie.
Aus dem Norwegischen von Marie Herzfeld.

(11. Fortsetzung und Schluß.)

Diesmal war sie es, die gerade auf die Gefahr lossteuerte, um ihre Liebe zu retten. Eine stille Feierlichkeit kam über sie. Unwillkürlich fiel ihr das Gebet für Seeleute, die sich in Lebensgefahr befinden, ein; sie hatte es so oft gebetet, wenn sie einsam daheim saß und wartete, während der Sturm das Häuschen auf Merdö schüttelte und rüttelte, daß Gott ihren Mann doch bewahren möge vor jähem Tode.

Vor einem jähen Tode? — Und wenn er wirklich umgekommen wäre, während er wieder einmal mit Zorn und Bitterkeit im Herzen sie verlassen hatte! Wäre ihre Liebe ihm da vielleicht zum Segen gewesen?

„Nein, Salve, nicht für ein solches Leben sollst du mir in dieser letzten Stunde zu danken haben!"

In der Nacht erwachte sie mit einem Schrei. Sie hatte geträumt, Salve verlasse sie, und angstvoll rief sie ihm nach: „Salve! Salve!"

* * *

Als der Lootse des Morgens bei der Landungsbrücke anlegte, standen seine beiden Söhne da und erwarteten ihn. Der kleine Henrik rief ihm in voller Freude weit hinaus Willkommenworte entgegen; doch Gjert blieb still.

„Guten Tag, Jungen!" grüßte der Lootse freundlich. „Wie steht's um die —Muhme?"

„Besser," antwortete Gjert.

„Sie schläft auch bei Tage," triumphirte der Taschengucker, welcher meinte, dies sei nothwendig, damit die Muhme gesund werde. Hierauf schleuderte er in wichtig-thuender Matrosenmanier die Mütze auf die Brücke und stand nun mit dem entblößten weißen Lockenkopf da. Unter eifrigem „Halehoi—o—ohoi!" begann er das Tau anzuholen, welches der Lootse ausgeworfen, während Gjert mit Nichtbeachtung der Bestrebungen des Bruders dasselbe in Vertäuungsringe befestigte.

„So, Jungen — das war brav! Ihr Zwei bleibt nun beim Kutter und paßt mir schön auf, bis ich wiederkomme. Schau auf den Taschengucker, Gjert, damit er nicht über die Brücke hinaus geht." Mit diesen Worten eilte der Lootse hastig die Straße hinan.

Während der kleine Henrik Matrosen spielte, saß Gjert ganz stille und ließ die Beine achterwärts in die Luke hineinhängen. Es kamen Kameraden vorbei; allein er wendete ihnen den Rücken zu und war augenscheinlich so schlecht aufgelegt, daß sie wieder fortgingen. Der Knabe fühlte sich beklommen. Er hatte genug Verständniß für Alles, um zu merken, daß zwischen den Eltern etwas Wichtiges vorgehe.

Es lag etwas Sonntagsstille auf Elisabeth, als sie beim Herde stand und das Kommen ihres Mannes erwartete. Sie hörte seinen Schritt im Gange. Als er eintrat, flog eine hastige Röthe über ihre festen, ausdrucksvollen Züge, allein dieselbe wich gleich zurück; sie starrte ihm mit halbgeöffneten Lippen entgegen und vergaß, ihn zu grüßen. Es entging ihm nicht, daß ihre Haltung eine gewisse selbstbewußte Sicherheit zeigte. Dies war gerade die Elisabeth, welche er liebte.

„Elisabeth!" sagte er mit tiefem Ernst und sah ihr in's Gesicht, „ich habe dir einen großen Vorwurf zu machen; du bist nicht wahr gewesen. Du warst gegen mich unaufrichtig durch viele Jahre, ich fürchte, schon seitdem wir verheirathet sind!"

Er blickte sie mit milder Nachsicht an, als erwartete er blos ihr offenes Bekenntniß, um Alles zu vergeben. Sie aber stand bleich da und starrte vor sich nieder, während es in ihrer Brust arbeitete.

„Und wie ich dich geliebt habe!" rief er mit einem Anstrich von Vorwurf—„immer, mehr als mein Leben!"

Sie stand noch eine Weile schweigend da und mußte all' ihren Muth sammeln, um nun Alles auszusprechen. Endlich begann sie etwas gezwungen, ohne die Augen zu heben:

„Ich höre dich es sagen, Salve, ich habe aber selbst über Manches nachgedacht."

„Und worüber hast du nachgedacht?" Seine Miene wurde mit einemmale wieder die düstere, barsche, welche Elisabeth so gut an ihm kannte. Dies bedeutete, daß sie mit ihrer Antwort ihn verletzt habe, daß er ihr nun so weit entgegengekommen sei, als er gewollt, und daß sie nun vor der Mauer standen; — weiter demüthigte er sich nicht.

„Habe ich Recht oder habe ich nicht Recht?" fragte er scharf.

„Daß ich blind geglaubt habe, du liebst mich," erwiderte sie und schaute ihm bleich in's Gesicht, „ja, das ist wahr und das rechne ich mir zur Ehre. Aber hast du mich es je sehen lassen? Oder war nur ich es, welche dir Alles zu geben hatte? War mein Glück denn nichts und habe ich denn kein Recht? Nein, Salve!" sprach sie mit unwillig bebender Stimme und einem Blick, in dem Alles brannte, was sie gelitten. — „Gestehe die Wahrheit! Du hast dich selbst geliebt, und als du heirathetest, nahmst du nur Jemanden, um dir darin zu helfen; so waren Zwei dafür da! Und doch war das noch nicht genug! Nein! Nein!" endete sie mit heftiger Geberde. „Hättest du so auf mich gehalten, wie ich auf dich, so wäre es nicht dazu gekommen, daß wir nun so vor einander stehen!"

„Elisabeth," sagte er leise, denn er hatte Mühe, sich zu beherrschen; seine Stimme klang ironisch und sein Blick heftete sich an ihr fest; — „ich danke dir, daß du mir nun endlich deine Meinung mitgetheilt hast, obgleich sie etwas spät kommt. Du siehst, ich hatte Recht, als ich behauptete, du seiest gegen mich nie wahr gewesen!"

„Ich war gegen dich nicht offen, sagst du. Ja, so ist es!" wiederholte sie mit Nachdruck, während ihr Auge ruhig dem seinigen begegnete. „Allein die Ursache war nicht, daß es mir an Liebe für dich mangelte, sondern daß es dir — am rechten Glauben an mich fehlte. Ich habe mich darein gefunden, daß mir in meiner eigenen Stube Mißtrauen entgegengebracht ward, und das von dir; und ich habe es getragen und geschwiegen, weil ich meinte, du vertrügest es nicht, die Wahrheit zu hören, und weil ich immer hoffte, meine Art und Weise würde dich mit der Zeit überzeugen. Ich hielt dies für den rechten Weg und ich ging ihn dir zuliebe, trotz Allem, was es mich kostete — und das war viel, sehr viel, Salve! Sieh, dies Alles habe ich täglich durch so viele Jahre geduldet, weil ich dich liebte. Aber du, der du mehr und mehr und immer Schwereres auf meine Schultern ludest — liebtest du mich auch? Fast beginne ich daran zu zweifeln, Salve!"

Er stand von dem plötzlichen Angriffe ganz überwältigt da. Diese Auffassung des Verhältnisses war ihm unerwartet, und er fühlte mit Betroffenheit, daß sie von ihrem Standpunkte aus manchen Grund habe, so zu denken. Dessenungeachtet versetzte er in bitterem Tone:

„Du hast nur zu sehr Recht, Elisabeth. Ich weiß ja, daß ein armer, einfacher Lootse nicht recht zu dir paßte — habe es gewußt, seitdem wir uns verlobten. Erinnerst du dich, wie du in Amsterdam unten vor Van Spyck's Bild standest? Da merkte ich — solch' einen Mann hättest du haben sollen. Oder damals an Bord des „Apollo", als du über den „Nordstern" in Begeisterung ausbrachst? Da fühlte ich dasselbe in mir und segelte in derselben Nacht die Brigg in den Grund.

„Salve!" rief sie leidenschaftlich, „du weißt recht gut, du könntest in meinen Augen nicht mehr sein, und wenn du Admiral wärst, als nun, da du ein armer Lootse bist — und als du immer für mich gewesen bist. Dachte ich denn nicht gerade an dich, während ich Van Spyck betrachtete — und daß du genau dasselbe gethan hättest? Oder als ich den „Nordstern" sah, dachte ich mir nicht: „Ja, wenn du erst der Chef wärst, Salve, da sollten sie wohl merken, was das heißt, einen wirklichen Mann an Bord zu haben!" Was ging mich der „Nordstern" an, wenn ich ihn nicht für dich haben konnte? Schien mir nicht, der einfache Schiffer an Bord des „Apollo" wiege den ganzen Staat auf?"

Salve stand mit unendlichem Glück bei diesem Ausbruch da, in welchem Elisabeth so geradeheraus erklärte, daß er — er selbst — der Held all' ihrer Träume gewesen. Er glaubte jedes Wort, wie er es immer that, wenn sie etwas sagte, und ihm däuchte, er sei doch eines der dümmsten Geschöpfe gewesen, denen je erlaubt war, diese Erde zu treten. Schon streckte er unwillkürlich die Arme aus, um zu thun, wie Alkibiades, der den Rechtsstreit mit seiner Frau beendigte, indem er sie um den Leib faßte und sie vom Tribunale weg mit sich nach Hause trug; allein Salve hielt der tiefe, abwehrende Ernst zurück, mit welchem sie fortfuhr:

„Nein, Salve — nicht das ist's, was zwischen uns steht, so klug du es auch ausgesonnen. Nicht das — sondern etwas Anderes. Du glaubst mir nicht in der Tiefe deines Herzens, das ist die Wahrheit — und so ist dir das Uebrige später eingefallen."

„Und schaust du," fuhr sie in wildem Schmerze fort, „nie wird es gut zwischen uns, so lang du nur einen Staubkorn groß Zweifel an mir hegst. Begreifst du denn nicht, daß es den Frieden an unserem Herde gilt; daß es dieser ist, für welchen ich in all' diesen Jahren gekämpft, um dessentwillen ich mich so in Alles gefügt, so, wie es, das weißt du recht gut, Salve, nicht in meiner Natur liegt, zu dulden!" sagte sie und sah ihn mit machtvollem Blicke an. „Und wenn du das auch jetzt nicht verstehst, dann helfe Gott dir und mir!" schloß sie verzweifelt und drehte sich halb zum Feuer, in welches sie wie verloren hineinstarrte.

Er stand wie von Lähmung befallen, vor ihrer halb abgewandten Gestalt und wagte kaum, sie anzusehen, so sehr lag nun Alles, was sie gesagt, einleuchtend und schlagend als Wahrheit vor ihm. Sie hatte ihm einen Spiegel ihrer Ehe vor Augen gehalten und er sah sich in demselben so egoistisch und klein an der Seite von all' ihrer Liebe. Mit tiefem Schmerze stand er im Herzen gedemüthigt da, und er war zu stolz und zu wahrhaft, um dies nicht zu bekennen.

Wie geistesabwesend trat er an's Fenster und stand eine Zeit lang dort.

„Elisabeth," begann er verzagt, „du weißt ja doch in deinem Herzen, daß du mir Alles auf der Welt gewesen! Ich weiß auch, worin mein Unrecht gegen dich besteht, und ich will es dir freimüthig und offen bekennen, und sollte ich dir auch dadurch als erbärmlicher Mensch erscheinen. Ja, Elisabeth — ich habe mich nie recht sicher fühlen können, daß ich dein Herz allein und ganz besaß, seit...." — es kostete ihm sichtbare Ueberwindung, dies auszusprechen; denn er kämpfte mit dem Demüthigenden dieses Geständnisses — „seit jener Geschichte, welche du mit dem Marine-Officier gehabt hast. Das war meine heimliche Wunde, verstehst du," fuhr er leise und vertraulich fort, „mit der ich nicht fertig wurde, trotz meiner besseren Ueberzeugung. Und ich bin es vielleicht noch immer nicht. Ueber dieses komme ich nicht hinweg — ich gestehe es ehrlich und offen; aber von dir lassen kann ich doch nicht, Elisabeth!

Ich habe stets gesehen, daß du für etwas Großes geschaffen bist, daß du eigentlich hättest einen Mann kriegen sollen, der in der Welt etwas galt, so einen, wie ihn und nicht einen geringen Mann, wie mich. Siehst du — diesen Gedanken habe ich nie vertragen können — und darum bin ich gegen die ganze Welt so gehässig geworden und gegen dich so mißtrauisch und so schlecht. Obgleich du meine Frau warst, Elisabeth, habe ich doch nie glauben können, daß du mir gehörtest, und dich daher auch nie in Wahrheit besessen, wenn auch das, was du mir heute gesagt hast, mir Gott sei Dank eine ganz andere Gewißheit verliehen hat. Ich war eben nicht stark genug, nicht so wie du, obschon ich sagen darf, ich habe hart genug damit gerungen!" rief er bleich. Er legte beide Hände auf ihre Schultern und sah ihr in's Gesicht.

Sie fühlte, wie seine Arme bebten, und in ihre Augen traten Thränen. Es schnitt ihr in's Herz, ihn so zu sehen. Mit einemmale entzog sie sich ihm in Folge eines plötzlichen Einfalles und ging in's kleine Nebengemach, wo sie eine Schublade öffnete. Sie kam mit dem alten Zettel in der Hand heraus und reichte ihn ihrem Manne.

„Das ist der Brief, welchen ich dem See-Officier in jener Nacht schrieb, in welcher ich aus dem Beck'schen Hause flüchtete."

Salve blickte sie erstaunt an.

„Ich erhielt ihn von Frau Beck," sagte sie. „Lies ihn, Salve!"

„Entschuldigen Sie, daß ich nicht Ihre Frau werden kann; aber mein Sinn steht nach einem Anderen. Elisabeth Raklev," buchstabirte er die große, schwer leserliche Schrift; doch dann setzte er sich auf die Bank und las es wieder.

Sie stand über ihn gebeugt und sah bald auf das Geschriebene und bald in sein Gesicht.

„Was steht da, Salve?" fragte sie endlich. „Warum könnte ich nicht des Lieutenants Frau werden?"

„Weil mein Sinn auf einen Anderen steht," antwortete er langsam und schaute mit nassen Augen zu ihr auf.

„Nein, nein, du — ich war es, die einen Anderen liebte, steht da. Und wer war dieser Andere?"

„Gott segne dich — das war ich!" sprach Salve und zog seine Frau herab in seine Arme.

* * *

Die Jungen waren es müde geworden, unten beim Boote zu warten und besonders der Taschengucker hatte die Geduld verloren; denn aus sicheren Zeichen ging hervor, daß es über die Mittagszeit sei. Die kleinen Knaben waren schon aus der Schule gekommen und drüben beim Krahne hatte es geläutet.

Nun steckte er seinen weißen Lockenkopf und das feuchte Gesicht zur Küchenthür herein. Vater und Mutter saßen offenbar höchst vergnügt dort auf der Bank; allein sein zweiter rascher Blick nach dem Herde verrieth ihm die traurige Thatsache, daß wirklich kein Topf auf demselben stand; nicht einmal Feuer war zu sehen. Indem er ganz zur Thür hereintrat, rief er weinerlich:

„Ja, habt ihr denn schon gegessen? Sollen Gjert und ich nichts zu Mittag kriegen?"

Elisabeth fuhr erschreckt empor. „Und die Muhme!" rief sie. „Es ist schon halb Eins! Und das Essen noch nicht zugesetzt!" Sie eilte zur Kranken, und der Taschengucker war einigermaßen beruhigt, da er merkte, die ärgste Gefahr sei vorbei.

Mutter Kirstine hatte errathen, daß zwischen den Eheleuten da draußen etwas Besonderes vorgehe; daher hatte sie Elisabeth nicht gerufen.

„Er scherzt mit dem kleinen Henrik," sagte sie zu sich selbst. „Das ist merkwürdig; ich habe ihn nie vorher lachen hören!"

Als Elisabeth eintrat, blickte die alte Frau sie forschend an.

„Ist etwas geschehen?" fragte sie.

Elisabeth lief zum Bett und umarmte die Muhme.

„Ja," antwortete sie bewegt, „das Erfreulichste in meinem Leben!" Und darauf eilte sie wieder zu ihrer Arbeit in die Küche.

Die Alte schaute ihr nach. Sie nickte ein paarmal langsam, nachdenklich:

„Nun also!"

Man aß in der Küche draußen; allein der Lootse war nicht hungrig. Er stand plötzlich vom Tische auf und ging hinein zur Kranken. Er hatte ihr viel zu sagen, denn er blieb lange drinnen.

XXX.

Es war wieder Winter geworden, und da saß Elisabeth eines Nachmittags in ihrer Stube und erwartete die Rückkehr ihres Mannes von einer Tour. Sie war voller Unruhe und sah beständig zum Fenster hinaus. Am ganzen vorhergehenden Tage war auf der See draußen schlimmes Wetter gewesen; er hätte schon des Morgens kommen sollen und nun dämmerte schon der Abend.

Sie gab das Nähen auf, konnte sich aber nicht entschließen, Licht anzuzünden, und so saß sie nun im Halbdunkel, während der Feuerschein des Ofens über den Boden hinspielte. Auf den Holzblöcken stand ein Kessel mit kochendem Wasser, damit der Lootse gleich etwas Warmes haben könne, wenn er nach Hause käme. Gjert besuchte nun zu Arendal die Schule — er wohnte bei der Muhme — und Henrik saß in der Helligkeit, welche die Ofenmündung ausstrahlte, und schnitt aus einem Stücke Holz lange Spähne.

„Es beginnt wieder darauf los zu blasen, Henrik," sagte Elisabeth und nahm ein Tuch auf den Kopf, um hinauszusehen.

„Es nützt nichts, Mutter," meinte der Knabe, ohne sich stören zu lassen, und stemmte einen Pflock gegen die Brust, den er mit dem Schnitzmesser entzweispaltete — „es nützt nichts, es ist ja stockfinster!" Und sie gab es auch auf, ehe sie die Thür erreichte, doch blieb sie stehen und lauschte; ihr schien, als vernähme sie draußen Schritte.

„Er kommt!" rief sie plötzlich und eilte hinaus.

Als der Lootse in das Vorhaus trat, während ihm die Nässe des Schneeregens von Südwester und Oelkleidern triefte, schlangen sich zwei Arme um seinen Hals.

„Wie lang bist du ausgeblieben, Salve!" rief Elisabeth, indem sie ihm Alles aus der Hand nahm und ihm in die Küche vorauseilte, wo sie Licht anzündete.

„Ist etwas Ungewöhnliches geschehen? —Ich hörte, daß du gestern eine Galeasse nach Arendal gelootset habest, und erwartete dich daher schon heute Morgens. —Das war gestern ein schreckliches Wetter, Salve, darum war ich etwas ängstlich," fuhr sie fort und half ihm dabei mit eifriger Hast aus den nassen Kleidern.

„Ich habe hübsch verdient, Elisabeth!" sagte er vergnügt.

„Durch die Galeasse?"

„Ja — und dann hatte ich in Arendal zu thun, so daß ich erst nach Mittag fortfahren konnte."

„Da hast du wohl Gjert gesprochen?"

„Ja wohl." Er blickte etwas ungeduldig nach der Thür.

„Und es geht ihm gut?"

„Du kannst ihn selber fragen," antwortete Salve; denn eben ging die Thür auf und Gjert trat mit einem lauten „Guten Abend, Mutter!" ein.

Ueberrascht lief sie auf ihn zu und umarmte ihn.

„Kein trockener Faden an dem ganzen Burschen!" jammerte sie in mütterlichem Mitgefühl.

„Aber, lieber Salve, was hat das zu bedeuten? Wie kam der Junge von der Schule weg?"

„Wenn wir erst etwas Trockenes auf uns und etwas Warmes in uns bekommen haben, will ich dir Alles erklären, Mutter," versetzte Salve schelmisch, „er bleibt die ganze Woche über bei dir zu Hause."

Sie schien zufrieden und glücklich, ging an ihre Arbeit und guckte hie und da nach Gjert, der vor Neuigkeiten zu platzen schien, und von ihm nach ihrem Mann, dessen Miene aber nichts verrieth.

Die Thür zur Küche hinaus stand offen und man sah das Feuer auf dem Herde hoch aufflackern.

Der Lootse setzte sich hier nieder, stopfte sich eine Pfeife, und nachdem er ein paar Züge gethan, sagte er zu Gjert:

„So, nun kannst du erzählen, Junge! Ich sehe ja schon, du hältst es nicht mehr aus!"

„Denke nur, Mutter," rief er, „der Vater will, ich soll See-Officier werden! Und so hat er mich aus der Schule genommen und reist mit mir nächste Woche nach Frederiksvärn!"

Henrik's Mund that sich langsam auf. Elisabeth, welche in einem Topfe rührte, schaute ihren Mann fast erschrocken an.

„Was meinst du, Salve?"

„Wäre es nicht recht hübsch, den Jungen einmal in seiner blanken Uniform in die Stube treten zu sehen, Elisabeth? Du warst ja immer so sehr für dieses Zeug," zog er sie auf. „Und da du selbst nichts Derartiges werden konntest, da sie nun einmal keine Frauenzimmer auf Orlogs nehmen — und ich auch nicht so hoch empor kam — so habe ich mir gedacht, daß wir es einmal mit Gjert versuchen."

„Ist das wirklich dein Ernst, Salve?" fragte Elisabeth und blickte ihn immer noch mit Spannung an.

Der Lootse nickte bekräftigend.

„Ja, wenn es der Vater sagt, so — so möge Gott dich darin segnen, mein Kind!" sagte sie bewegt und strich Gjert über die Stirn.

„So—und nun kannst du dich wieder in die Stube hinein verziehen, Henrik! Dort magst du dann mit Gjert schwätzen, wenn er sich noch herabläßt, einem einfachen Mann, wie du, zu antworten, — sag' ihm, du willst Schiffscapitän werden und so viel verdienen, wie zwei solche Kerle in Uniform. Dann haben die Mutter und ich ein wenig Ruhe in der Küche."

Als sie dann allein waren, fragte Elisabeth:

„Aber was ist denn nur vorgegangen, Salve?"

„Na, siehst du, ich habe mir nun einmal in den Kopf gesetzt, daß aus Gjert etwas mehr werden soll, als aus seinem Vater, und so ging ich zum Lootsen-Alderman Beck und fragte, was ich anfangen solle, um meinen Sohn auf diesem Wege vorwärts zu bringen. Und ich redete auch mit der jungen Frau."

„Lieber....du gingst zu Beck?"

„Jawohl; der Bub muß vorwärts, schaust du! — Außerdem bat ich ihn so halb und halb um Verzeihung wegen meiner dummen, bissigen Junge, und wir versöhnten uns. Im Grunde ist er ein prächtiger alter Bursche, dem ich Unrecht gethan. Er sagte, er habe nie vergessen, daß ich ihm damals die alte „Juno" geborgen und daß er daran gedacht hatte, mich zum Führer derselben zu machen. Während wir standen und plauderten, kam die junge Frau Beck herein und hörte, wovon die Rede war. Sie ereiferte sich sehr dafür, denn du seiest ihre alte Freundin, sagte sie, und sie meinte, es werde wohl möglich sein, für Gjert im Institut einen Freiplatz zu erhalten, wenn er im Sommer seine Prüfung bestanden hat. Sie besitzen dort Bekannte, welche das schon durchsetzen würden, und wenn der Lootsen-Alderman schreibe," fuhr er etwas verlegen fort, „daß ich nicht mehr und nicht weniger als ein ausgezeichneter Lootse sei, der vom Staate belohnt werden müsse, so würde es doppelt so leicht gehen. Und so schrieb der Lootsen-Alderman für mich das Gesuch."

„Nun, und?" fragte Elisabeth gespannt.

„Und er selbst setzte sein Attest darunter; — ich wußte gar nicht, daß ich solch' ein Mordskerl sei," sagte er lachend.

„Siehst du!" rief sie und blickte ihn mit Stolz an; „endlich kommt es! Nun anerkennt er es!"

„Na, und geht es nicht auf diese Art, so kann Salve Kristiansen es wohl auch aus der eigenen Tasche bestreiten; denn gehen muß es! Es wird ein wenig theuer, aber etwas haben wir in der Sparbank und der Rest wird sich finden!"

„Uebrigens ist's ganz gut, daß ich nun etwas habe, was mich aus dem Hause treibt, sonst hänge ich mich zu sehr an dich und die Stube, Elisabeth!" sagte er und zog sie an sich. „Ich brauche manchesmal ein bischen Sturm und Unwetter; so ist einmal, verstehst du, meine Natur. Der Lootsen-Alderman soll auch nicht gar zu sehr gelogen haben."

Seine Frau schaute ihn an. Eine tiefe Empfindung leuchtete aus ihrem Gesichte.

„Wie glücklich sind wir doch geworden, Salve!" rief sie. „Und wenn das nur vom Anfang an so gewesen wäre!"

„Ich habe darüber nachgedacht, Elisabeth!" sagte er ernsthaft. „Das hat wohl Einer gelenkt, der klüger ist als ich, denn es war viel Böses aus mir herauszuschweißen, als ich von meinen Reisen kam; leider mußtest du es tragen, du Arme!"

„Ich habe dich ja auch hineingebracht, Salve!"

(Ende.)

Jugendliche Räuber.

Ein wahres Räuberleben führten (wie die „Post" erzählt) seit Mitte Dezember v. J. drei aus dem Zwangs-Erziehungs-Institut zu Rummelsburg bei Berlin entsprungene halbwüchsige Burschen. Der „Hauptmann" der Räuber wurde der etwa 16jährige Zögling Max Reck, der sich durch Unerschrockenheit, Gaunerlist und Gewaltthätigkeit vor den Anderen hervorthat. Recks Gehirn war auch der kühne Gedanke entsprungen, mit seinen Kameraden aus der Anstalt zu entweichen. Mit großer Geschicklichkeit fertigte er aus zwei aufgefundenen Nägeln Dietriche, welche die Schlafsaalthüre der Anstalt aufschlossen. Mitten in der Nacht führten die Burschen ihre Flucht aus. Nachdem sie unbemerkt und geräuschlos die Schlafsaalthüren geöffnet hatten und entschlüpft waren, kam die zweite Heldenthat zur Ausführung. Reck hatte sich wohl überlegt, daß er in der Anstaltskleidung nicht weit kommen würde, und deswegen wurde ihr erster Einbruch gleich in der Anstalt ausgeführt. Sie begaben sich nämlich nach der Kammer, in der die Kleider der eingelieferten jugendlichen Sünder aufbewahrt werden. Nachdem behutsam eine Fensterscheibe eingeschlagen war, kletterten die Burschen hinein und suchten sich unter dem großen Vorrath von Kleidungsstücken Passendes heraus.

Nachdem die Metamorphose beendet war, schlichen sie auf den Hof und überkletterten, einander helfend, die hohe Umgebungsmauer der Anstalt. Nach Berlin entkommen, schlossen sie sich schnell gleichalterigen und gleichgesinnten Burschen an und lebten Tag für Tag von Raub und Diebstahl. Die zwei Leidensgenossen des Reck wurden inzwischen aufgegriffen, nur Reck verstand es bis jetzt, allen Nachstellungen listig zu entgehen. Die bittere Kälte trieb ihn in einer der Nächte nach dem städtischen Asyl für Obdachlose in der Prenzlauer Allee, wo er sich unter falschem Namen einlogirte. Die nach ihm forschende Criminalpolizei erkannte aber das böse Früchtchen und bemächtigte sich des Burschen. Als Reck zum Criminalcommissariat transportirt worden war, kam Reue über ihn und er legte ein offenes, weitumfassendes Geständniß seiner Uebelthaten ab. Wie gewaltthätigen Sinnes der junge Räuber ist, dürfte aus folgenden Fällen hervorgehen. Bald nach seiner Entweichung aus der Anstalt führte Reck mit seiner Bande einen schweren Diebstahl im Nordosten Berlins aus. Sie stiegen in eine verschlossene Remise ein und stahlen aus derselben einen Sack mit Lumpen.

Während die zwei Helfershelfer des Reck, welche bereits Tags zuvor auf gleiche Weise zwei Säcke Lumpen gestohlen hatten, aus der weiten Oeffnung oberhalb der Remisenthür herauskrochen, stand Reck auf dem Hofe „Schmiere". Der Eigenthümer hatte die Burschen beobachtet und eilte mit einem Stock bewaffnet herbei. Doch er hatte sich bei Reck versehen. Statt die Flucht zu ergreifen und seine Genossen im Stich zu lassen, stürzte sich derselbe auf den Feind und rannte ihn zu Boden. Dann entriß er demselben den Stock und prügelte ihn noch weidlich durch. Während dessen hatten seine Kumpane Zeit gefunden, zu entkommen, und bevor sich der bestürzte Bestohlene von seinem Schrecken erholt hatte, war Reck ebenfalls verduftet. — Im zweiten Falle schickte Reck zwei seiner Truppe, die sich inzwischen vermehrt hatte, in der Nähe des Schönhauser Thores in ein Cigarrengeschäft, um aus dem unbewachten Laden Cigarren zu stehlen. Schnell verschwanden in den Taschen der jungen Gauner etwa 100 Stück Cigarren. Da eilte der Geschäftsinhaber hinzu, bemerkte den Diebstahl, wußte aber nicht, wer von den in dem Moment hereingekommenen Leuten die Cigarren gestohlen hatte. Bei dem entstehenden Disput wollte die Ehefrau des Inhabers einen Schutzmann herbeiholen behufs Visitation der im Laden anwesenden, unbekannten Leute, dies mußte der draußen den ganzen Vorgang beobachtende Reck verhüten. Er trat daher eilends in den Laden und rannte die arme, ahnungslose Frau derartig über den Haufen, daß dieselbe wehklagend liegen blieb. In dem allgemeinen Wirrwarr entkamen die drei Burschen in der sich ansammelnden Menschenmenge. Solcher Missethaten hat sich Reck jetzt selbst schuldig bekannt und seine Angaben haben sich sämmtlich als richtig erwiesen. Der jugendliche Verbrecher ist daher wegen wiederholten Straßenraubes und schweren Diebstahls in Untersuchungshaft genommen worden. Zur Zeit wird von der Criminalpolizei noch eifrigst nach dem Rest der Bande, zwei anderen Strolchen, gefahndet.

— Wer nur „gebildet" ist, ist nur halb gebildet.

Ein Besuch Bayard Taylor's bei Friedrich Rückert.

Von C. A. Stratter.

Als Bayard Taylor im Oktober 1852 Rückert zum ersten Male besuchte, da schrieb er, noch erfüllt von dem tiefen Eindrucke, den die Begegnung auf ihn gemacht, an einen New Yorker Freund Folgendes: „Welch eine eigenartige Individualität! Wenn ich die lange Liste der deutschen Geistesfürsten überblicke, so suche ich vergeblich nach einem, den ich Rückert an die Seite stellen könnte. Ganz abseits von den Bewohnern des Parnassus steht er da, den Blick träumerisch nach Osten, wie nach dem theuren Heimathslande gerichtet.... als wäre er nicht in der gutdeutschen Stadt Schweinfurt, sondern an den Ufern des Euphrat geboren, und als wären nicht Uhland und Eichendorff, sondern Saadi und Hariri von Bosrah seine Genossen."

Es war ein prachtvoller, warmer, dufterfüllter Herbstnachmittag, als Taylor, der damals gerade von seiner großen Orientreise zurückgekehrt war, an der Seite eines jungen Sanskritgelehrten die idyllischen Fluren der Itz entlang dem Hause Rückerts zuschritt. Hinter Coburg, von dichten Gärten halb versteckt, liegt das freundliche Neuseß, in welchem Rückert nach dreiundzwanzigjähriger Lehrthätigkeit sein Dichterheim aufgeschlagen hatte. Er hatte seinem Lehrerberufe nie Geschmack abgewinnen können; er, der wie Wenige berufen war, die intimsten Geheimnisse, die verborgensten Feinheiten der sagenprächtigen orientalischen Poesie Anderen mitzutheilen, er hatte sich nur widerwillig seinen Berufspflichten in Erlangen und Berlin unterzogen. Ihn drängte es aus dem Menschengewühl hinaus in die Abgeschlossenheit des Verkehres mit seinem eigenen Ich, mit der Natur und mit den morgenländischen Dichtern. Als er sich im Sommer 1849 auf Neuseß niederließ, der verhaßten akademisch-pedantischen Bücherweisheit für immer den Rücken kehrend, da pries er sein Loos ein beneidenswerthes:

„Aus der staubigen
Residenz,
In den laubigen
Frischen Lenz,
Aus dem tosenden
Gassenschwall
In den kosenden
Wasserfall, —
Wer sich rettete,
Dank's dem Glück,
Wie mich bettete
Das Geschick!"

Diese Verse wiederholte auch Taylor unwillkürlich, als er vor dem Hause des Dichters angelangt war und seinen Blick über den großen, zärtlich gepflegten Blumengarten streifen ließ, der sich vor ihm ausbreitete. Er zauderte, als er den Fuß in den Garten setzte; er hatte im Orte viel von der strengen Zurückgezogenheit des Dichters gehört und fürchtete eine unfreundliche Abweisung. Es bedurfte der ganzen Energie seines Begleiters, des jungen Sanskritforschers, ihn zum Eintritte in den Garten zu bewegen. Dort stand eine hochgewachsene, gedrungene, in einen altmodischen Hausrock gehüllte Gestalt über ein Blumenbeet gebückt; in üppigen Locken wallte die schneeweiße Mähne das Haupt herab, dem scharfgeschnittenen Antlitze mit der starken Adlernase und dem kräftig hervorspringenden Kinne einen majestätischen Zug verleihend. Es war Rückert; als er die Eindringlinge erblickt, ist seine erste Bewegung ein unwillkürlicher Fluchtversuch.

Der junge Gelehrte hält ihn auf und stellt Bayard Taylor als einen amerikanischen Literaturforscher vor, der eben von einer zehnmonatlichen Reise durch den Orient zurückgekehrt sei. Bei diesen Worten erhellt sich das Auge des Dichters; die Aussicht, über die Gegenstände seiner innersten, beseligendsten Neigung sprechen zu können, verklärt seine Züge sichtlich, und mit dringenden Worten ladet er den Gast ein, ins Haus zu treten. Dort erscheint seine treue Louise, der er im „Liebesfrühling" ein so unvergängliches Denkmal gesetzt, bewillkommnet den Fremden aufs Herzlichste, läßt ihn jedoch bald wieder mit Rückert allein, um, wie sie sich ausdrückt, „ihren Friedrich, der jedesmal aufblühe, so oft ihm vom Orient zu plaudern vergönnt ist, im seltenen Genusse nicht zu stören". Was die beiden Männer an Empfindungen und Gedanken und Erinnerungen ausgetauscht, das hat Taylor leider nicht veröffentlicht. Er sagte später, in jenen zu rasch verflossenen Stunden habe er den blitzenden, geistsprühenden, gedankentiefen Bemerkungen und den Aeußerungen einer schier unergründlichen Kenntniß der morgenländischen Dichtkunst und Gelehrsamkeit kaum folgen können; seine Begegnung mit Rückert zähle er zu jenen Ereignissen im menschlichen Leben, die man im Heiligenschreine der Erinnerung berge und nicht durch Weiterverbreiten profanire. —

Daß ein so aufgewiegter und gründlicher Literaturkenner wie Taylor in allen seinen Aeußerungen über Rückert, dessen orientalische Poesien und Studien als die werthvollsten seiner Schöpfungen hinstellt, ist eine bemerkenswerthe Thatsache, welche jedoch auch zum großen Theile von der neueren Kritik als berechtigt anerkannt wird. Diese Ansicht schließt jedoch nicht, wie eine oberflächliche Beurtheilung vielleicht annehmen könnte, den Vorwurf der Einseitigkeit in sich: gerade das Gegentheil, die glänzendste, sprachgewaltigste Formen- und Ausdrucksfülle erfordert die Handhabung jener morgenländischen Dichtungsarten mit ihren kapriciösen, bald neckisch hüpfenden, bald gedankenschwer einhertrottenden Rhythmen. Das Gewand, welches selbst einen so geschickten Formenkünstler wie Platen einigermaßen beengte, schmiegte sich der Muse Rückert's malerisch an, und in ihm bewegt sich sein Talent am freiesten und leichtesten. Die orientalische Poesie mit ihrem lehrhaften Grundton, mit ihrer epigrammatischen, gnomischen Tendenz sagte seinem Wesen weit mehr zu als alle anderen Erscheinungen auf dem Gebiete dichterischen Schaffens. In ihren buntwechselnden Formen bot sich seiner Gedankenfülle, seiner weltumfassenden Reflexion der denkbar weiteste Spielraum. Und dieses Wechselspiel von blendender Rhetorik und brillantem Witzgefunkel ist so meisterhaft in die poetische Form gegossen, daß man die ungeheuren Schwierigkeiten, die Künstlichkeit der Behandlung nicht im Entferntesten ahnt.

Die „Oestlichen Rosen" mit ihren leichtgeschürzten, formvollendeten Ghaselen, der „Makamât" des Hariri mit ihren klangvollen Alliterationen und ihrer bunten Abwechslung von gereimter Prosa und Vers, die „ältesten arabischen Volkslieder", die „morgenländischen Sagen und Geschichten", und vor Allem das hohe Lied morgenländischer, patriarchalischer Lebensphilosophie „Die Weisheit der Brahmanen" sind Musterschöpfungen, hinter welchen selbst seine populärsten deutschen Lieder zurückstehen. So vollständig gebadet in der Atmosphäre morgenländischen Lebens sind die Werke, daß es schwer hält, zu unterscheiden, wo die orientalischen Vorbilder aufhören und die eigene Inspiration anfängt.

Wenn aber Bayard Taylor und mit ihm auch zahlreiche deutsche Kritiker die Phantasie, den Witz und die Meisterschaft in der Behandlung aller lyrischen Dichtungsformen als Rückerts Hauptverdienst bezeichnet haben, so haben zahlreiche, in alle Schichten des deutschen Volkes eingedrungene Poesien doch auch bewiesen, daß Rückert eine Kraft und Innigkeit des Gemüths besessen, die stellenweise an die größten deutschen Lyriker gemahnt. Es sei nur auf die „Deutschen Gedichte" und auf den „Liebesfrühling" hingewiesen, — welches Herz vermöchte ungerührt zu bleiben bei diesen leidenschaftlichen Tönen einer reinen Liebe? Man hat über Rückerts Gedankenlyrik viel gesprochen und geschrieben; allein Gedanke und Reflexion konnten Rückerts weltumfassendes Herz nicht erschöpfen.

Rückert repräsentirt wie kein anderer Dichter den deutschen Geist, das deutsche Gemüth; vom Ost und West erhebt er Geisteszehnten, aber sein Wesen wurzelt tief und fest im deutschen Boden. Wie mächtig erdröhnten seine patriotischen „Geharnischten Sonette", zu welch gefährlicher Waffe wurden dem französischen Usurpator die kleinen, kunstvoll verschlungenen Reimstrophen:

....in the poet's hand
the thing became a trumpet!

Rückert war Kosmopolit im schönsten Sinne des Wortes; er hat in seinen Liedern den Beweis dafür erbracht, daß die Freude am eigenen Wesen, an der eigenen Schaffenskraft wohl vereinbar sei mit der Anerkennung und Aneignung des Schönen anderer Culturen.

Ein Roman aus dem Leben,

wie ihn die Phantasie des Romanciers nicht interessanter erdenken konnte, hat durch eine vor einigen Tagen erlassene Entscheidung des Oesterreichischen Obersten Gerichtshofes einen peinlichen Abschluß erfahren. Die in Niederösterreich begüterten Familien St. und R. lebten stets in bester Freundschaft, und es stand von dem Tage der Geburt des ersten Sohnes Georg St. und der ersten Tochter Clärchen R. fest, daß diese Beiden einst ein Ehepaar werden sollten. Auf dem Gymnasium gerieth Georg in schlechte Gesellschaft und verlotterte sich derart, daß er bereits mit vierzehn Jahren nach Amerika durchging. Als diese Nachricht—es war dies im Jahre 1875—auf das Gut kam, da weinte Clärchen bittere Thränen, und auch die Eltern waren trostlos. Wie groß war aber Aller Freude, als zehn Jahre später auf dem Gute ein junger Mann erschien, der als der lange vermißte Georg St. von den Eltern erkannt wurde. Als dieser Georg seiner Klara, die mittlerweile zu einem schönen Fräulein emporgewachsen war, seine Aufwartung machte, da gab es kein freudiges Wiedersehen; ein gewisses Etwas stieß sie von diesem Manne zurück. Aber die Eltern, glücklich, ihren Sohn wieder bekommen zu haben, bemerkten gar nicht, wie manche kleine Umstände den Verdacht erwecken mußten, daß dieser Georg nicht der Gesuchte war. Im Oktober 1885 fand die Hochzeit mit vielem Gepränge statt. Der Bräutigam drängte darauf, daß er mit der Frau noch denselben Tag die Hochzeitsreise antreten konnte. Die Reise ging nach dem Norden, bis nach Hamburg. Das junge Ehepaar ging zum Hafen, um die Ankunft eines Schiffes aus Amerika mit anzusehen. Mit Neugier betrachteten sie die ankommenden Reisenden, als plötzlich Klara einen markerschütternden Schrei ausstieß und bewußtlos niederstürzte. Als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, lag sie in den Armen ihres wirklichen Georg, denn dieser war es, welchen sie an's Land hatte gehen sehen, und sie hatten sich auch Beide erkannt.

Der neuangetraute falsche Georg war mittlerweile verschwunden und nirgends mehr zu finden. Uebrigens dachte Klara gar nicht daran, diesen Betrüger aufzusuchen, sondern nachdem sie das große Ereigniß telegraphisch gemeldet, eilte das Paar auf den Flügeln der Liebe in die Heimath zurück. Dort erzählte Georg, wie es ihm in Amerika ergangen und er nach schweren bitteren Kämpfen sich bereits eine solche Stellung erworben habe, daß er seine Jugendsünden vergessen machen konnte und nunmehr nach Hause kommen wollte, um sein Klärchen heimzuführen. Wie es dem falschen Georg gelungen ist, sich die Papiere zu verschaffen und die nothwendigen Mittheilungen und Kenntnisse zu erwerben, um seine Rolle mit so viel Erfolg zu spielen, ist unaufgeklärt und wird wohl für immer ein ungelöstes Räthsel bleiben, da derselbe seither spurlos verschwunden ist. Offenbar war es ein amerikanischer Gauner, der in Amerika Gelegenheit hatte, den Lebenslauf Georg's zu erfahren. Doch eine andere schwere Sorge drückte Klara; wie sollte es ihr möglich werden, ihren echten Georg zu heirathen? Nach katholischem Glauben ist bekanntlich eine Ehe unauflöslich; des Betrügers Tod konnte nicht nachgewiesen werden. Da versuchte sie einen anderen Weg.

Sie klagte auf Ungiltigkeit und Nichtigkeits-Erklärung ihrer Ehe, da ein solcher Irrthum in der Person ihres Gatten unterlaufen sei, daß eine Ehe gar nicht zu Stande gekommen sei. Das Landesgericht und auch das Ober-Landesgericht gaben der unglücklichen Frau Recht. Aber der oberste Gerichtshof entschied, daß die Ehe zu Recht bestehe. Es ist zwar erwiesen, heißt es in den Gründen, daß die Klägerin der Meinung war, die Ehe mit Georg St. zu schließen, und daß die Meinung eine irrige war. In diesem Sachverhalt ist aber das Ehehinderniß des § 57 nicht gegeben. Denn die Klägerin hat die Person ihres künftigen Gatten gekannt und hat vor dem zuständigen Pfarrer ihre Einwilligung zur Ehe mit dieser ihr nebenstehenden Person gesetzlich erklärt. Der Irrthum der Klägerin betraf also nicht die Person, nicht die physische Persönlichkeit des künftigen Gatten, sondern lediglich dessen Namen, Abstammung, seine gesellschaftliche Stellung, seine Vermögensverhältnisse, also lauter äußerliche Umstände; „ein Irrthum in der Person des künftigen Ehegatten", wie der § 57 besagt, ist nicht vorgekommen". Die Ehe besteht sonach zu Recht, und nachdem der falsche Georg sich in keiner Lebensgefahr befand, als er verschwand, so muß die unglückliche Frau dreißig Jahre warten, bis die Todeserklärung vorgenommen werden kann.

— Der Duellwahnsinn wüthete früher auch in Rußland sehr stark, obschon bereits Peter I. eine Verordnung erließ, welche auf jede Herausforderung schlechthin die Todesstrafe durch den Strang setzte, gleichviel, ob das Zusammentreffen stattfinde oder nicht. Die echt tartarische Wuth ließ sich aber nicht zügeln, und es wird uns von Duellen berichtet, die geradezu gräulich sind. Um das Verbot des Zaren zu umgehen, kamen einst der Fürst Dolgorucki und General Saß auf folgende Idee: „Wir können uns nicht schlagen, Fürst," sagte der General, „aber wir wollen uns auf jene Brüstung stellen, gegen die der Feind sein Feuer richtet und so lange dort stehen bleiben, bis einer von uns getroffen wird." Der Gegner ging darauf ein, und Beide begaben sich an den bezeichneten Ort. Hier standen sie im Angesicht ihrer und der schwedischen Armee aufrecht da, die eine Hand stolz auf die Hüfte gesetzt, und blickten sich wüthend an, bis schließlich der Fürst von einer Kanonenkugel in zwei Stücke zerrissen wurde.

Revolution ohne Gewalt.

Da jetzt auch der brasilianische Senat dem Gesetzentwurfe zugestimmt hat, durch welchen die Sklaverei im Reiche Dom Pedros vollends aufgehoben wird, so ist dieselbe als endgiltig abgeschafft zu betrachten. Denn die Tochter des Kaisers, welche jetzt die Regentschaft führt, wird mit Freuden ihre Unterschrift geben. Es hat sich demgemäß in Brasilien eine großartige wirthschaftliche Revolution vollzogen, ohne daß es einer gewaltsamen Auflehnung der Volksmassen, oder eines „Befehls von Oben" bedurft hätte. Die gesetzgebende Körperschaft drückte nur der bereits vollendeten Thatsache den Stempel auf. Sie hob die Sklaverei gesetzlich erst dann auf, als dieselbe faktisch nicht mehr bestand. In den letzten Monaten besonders hatten die Pflanzer ihre Sklaven in solcher Masse freigegeben, und zwar ganz aus eigenem Antriebe, daß dem Staate nichts mehr zu thun übrig blieb. Die Abschaffung der Sklaverei in Brasilien ging also unter ganz anderen Verhältnissen vor sich, als in den Ver. Staaten, oder als die Beseitigung der Leibeigenschaft in Rußland. Es ist damit der Beweis erbracht, daß blutige Kämpfe oder despotische Erlasse nicht nothwendig sind, um einen Staat von veralteten in neue wirthschaftliche Methoden hinüberzuführen.

Die Pflanzer in Brasilien haben sich der „Logik der wirthschaftlichen Gesetze" gefügt. Sie sahen, daß sie mit der Sklavenarbeit nicht vorwärts kamen, sondern immer weiter zurückgingen. Gleichzeitig konnten sie sich der Beobachtung nicht verschließen, welchen Aufschwung die Südstaaten der nordamerikanischen Union seit der Emancipation der Neger genommen haben. Obwohl diese Staaten durch den langen Krieg vollständig zerrüttet und durch die nachfolgende Carpetbagger-Regierung noch mehr heruntergekommen waren; obwohl sie wegen ihrer Capitalarmuth und der Einbüßung gerade des besten Menschenmaterials der Concurrenz des Nordens nicht Stand halten zu können schienen; obwohl endlich der Strom der Einwanderung den Süden kaum berührt hat, so hat sich derselbe doch ganz überraschend entwickelt. Die Baumwoll-Production allein stieg von 2,154,476 Ballen im Jahre 1866 auf 6,575,691 Ballen im Jahre 1886, hat sich also in zwei Jahrzehnten geradezu verdreifacht. Dabei ist jetzt die Baumwolle nicht mehr das ausschließliche Product des Südens, sondern letzterer erzeugt in immer steigendem Grade die Nahrungs- und Futterstoffe, deren er bedarf und eine ganze Reihe der wichtigsten Industriewaaren. Der Bergbau, die Verarbeitung der Metalle, die Spinnerei und Weberei fangen an, eine Rolle zu spielen. Es bildet sich jene Mannichfaltigkeit der Beschäftigungsarten heraus, welche das Hauptmerkmal der Civilisation ist, weil sie am meisten den Wohlstand und die Bildung der großen Massen fördert. Brasilien hingegen blieb ganz ausschließlich auf den Ackerbau und die Viehzucht angewiesen. Es mußte alle die Gegenstände, welche über das Maß der allerdringendsten physischen Bedürfnisse hinausgehen, vom Auslande kaufen und mit dem Ueberschusse seiner Ernten bezahlen. Die Pflanzer und Viehzüchter waren also darauf angewiesen, „mit der ganzen Welt zu concurriren". Um so eher mußten sie darauf bedacht sein, ein möglichst wirksames, wohlfeiles, sozusagen kampftaugliches Productionssystem einzuführen.

Daß die Sklaverei diesen Anforderungen nicht entspricht, bedarf heutzutage keines Beweises mehr. Es gibt freilich noch sogenannte Nationalökonomen, welche die „billigen Arbeitskräfte" als Vortheil für die Industrie betrachten, aber wirklich unterrichtete Leute sind von diesem Irrglauben längst geheilt. Die industrielle Leistungsfähigkeit eines Landes steigt mit den Löhnen. Sie ist größer in den Ver. Staaten, als in England, höher in England, als in Frankreich, umgekehrt wieder niedriger in Italien, als in Deutschland, und am allergeringsten dort, wo der Arbeitslohn 5 bis 10 Cents den Tag beträgt. Der Sklave aber, der gar keinen Lohn erhält, leistet noch weniger, als selbst der chinesische Kuli oder der indische Ryot. Er ist der theuerste von allen Arbeitern, weil er, — im Verhältniß zum Lohnarbeiter, — nicht einmal das verdient, was er in Gestalt von Nahrung und Kleidung bezieht. Der Capitalist, der mit Sklaven arbeitet, ist im Weltmarkt ebenso wenig concurrenzfähig, wie es beispielsweise der russische Industrielle dem britischen gegenüber ist.

Daß die brasilianischen Pflanzer das eingesehen haben, macht jedenfalls ihrem Verstande Ehre, wie wenig Ursache sie auch haben mögen, mit ihrer Menschlichkeit zu prunken. Sie ließen die Sklaven frei, weil sie aus Lohnarbeitern „mehr herauszuschlagen" hoffen. Auch speculiren sie wohl auf die Zunahme der Einwanderung aus Europa, die bis jetzt durch die Existenz der Sklaverei in hohem Grade zurückgeschreckt wurde, und auf die in Folge dessen zu erwartende Entwickelung der natürlichen Hilfsquellen. Brasilien ist fast genau so groß wie die Ver. Staaten, erstreckt sich von der kalten gemäßigten Zone bis zu den Tropen, hat riesige Ströme, „unerschöpfliche" Wälder, bedeutende Kohlen- und Erzlager und eine vorzügliche Küstenentwicklung aufzuweisen. Trotzdem ist es noch sehr dünn bevölkert und im Innern kaum erforscht. Gelänge es, auswärtiges Capital und weiße Ansiedler anzulocken, so würde der Werth des Grundeigenthums, welches ja das Hauptvermögen der bisherigen Sklavenbesitzer ausmacht, ganz bedeutend erhöht werden. Die Hoffnungen der Letzteren sind vielleicht übertrieben. So schnell, wie sie meinen, wird das „goldene Zeitalter" wohl nicht über Brasilien hereinbrechen. Immerhin haben sie im Ganzen ohne Zweifel richtig gerechnet, und indem sie ihrem Vaterlande gewaltige Erschütterungen erspart haben, dürfen sie sich auch als Patrioten betrachten. Den Egoismus, welcher das Wohl der Gesammtheit fördert, muß man entschieden unter die Tugenden rechnen.

— Im Théâtre du Capitole zu Toulouse ereignete sich jüngst ein Vorfall, welcher traurige Folgen hätte nach sich ziehen können. Man gab „Herodias" von Massenet, und der Saal war überfüllt. Auf einmal, als der Vorhang zum zweiten Akte emporrollte, gab sich in den obersten Galerien eine lebhafte Unruhe kund, und es ertönten die Rufe: „Rauch! Feuer!" Mehrere Personen erhoben sich eilfertig, und eine Dame fiel in Ohnmacht. Es war eine Panik zu befürchten, aber zum Glück rührten sich die Zuschauer der letzten Galerie nicht, da sie gesehen hatten, was diese Bestürzung hervorgerufen hatte. Ein Arbeiter hatte am Morgen auf dem Lustre des Plafonds einen Tuchlappen vergessen, dessen er sich zum Reinigen des Gasapparats bedient hatte, und das Feuer hatte sich demselben mitgetheilt. Da der Lappen aber feucht war, brannte er nur langsam und entwickelte einen starken Rauch. Um den Miniaturbrand zu löschen, mußte der Lustre herabgelassen und der unglückselige Lappen, welcher alle diese Aufregung verursacht hatte, halb verbrannt weggezogen werden. Alles das brauchte eine gute Viertelstunde Zeit, worauf die Vorstellung wieder ruhig fortgesetzt werden konnte.

— Antoine Verdilhac, ein junger Taugenichts von 24 Jahren, diente bei den 4. Kürassiren in Lyon. Vergangenen November entfloh Verdilhac aus seiner Garnison, nachdem er vorher die Kasse des Quartiermeisters um 250 Fr. erleichtert hatte. In wenigen Tagen hatte er das Geld in lüderlicher Gesellschaft vergeudet und begab sich mit einem kleinen Rest nach Paris, wo er sich zu allererst bei einer alten Freundin seiner Familie, einer Frau Brunot, der Gattin eines Cigarrenfabrikanten, einfand. Nachdem er sich versichert, daß Hr. Brunot sobald nicht zurückkehre, machte er sichs in der Küche bequem und plauderte über alles Mögliche, während Madame Brunot mit der Bereitung des Abendessens beschäftigt war. Plötzlich fühlte diese sich an der Gurgel gepackt. Es war Verdilhac, der sich auf die Frau gestürzt hatte und versuchte, sie zu Boden zu werfen. „Was machst Du, Unglücklicher?" rief sie und umklammerte mit übermenschlicher Anstrengung die Hände des Mörders. „Schlimm genug, es ist der Hunger, der mich zwingt, Sie zu tödten!" erwiderte der Bursche. Zum Glücke für Madame Brunot hatte der junge Verbrecher nicht auf die Anwesenheit eines großen Neufundländers geachtet, der auf der Bettvorlage des Schlafzimmers schlief, zu dem die Thüre halb geöffnet war. „Zu Hilfe, Pataud!" schrie Frau Brunot, während Verdilhac sich aufs Neue auf sie stürzte und sie zu Boden riß. Das mächtige Thier warf sich auf den Angreifer, faßte nun seinerseits den Mann beim Halse und grub so tief seine Zähne in dessen Fleisch, daß der Elende die Frau loslassen mußte. Er flüchtete sich auf die Treppe, verfolgt von dem Neufundländer, der ihn am Beine festhielt. Nachbarn eilten herbei, man bemächtigte sich Verdilhacs, der zugestand, daß ihm während seines Besuches der Gedanke gekommen war, die Frau wehrlos zu machen, um sich bei ihr an den vorhandenen Speisen satt zu essen, die Absicht eines Mordes leugnete er. Das Militär-Gericht verurtheilte ihn kürzlich wegen Desertion zu 5 Jahren Gefängniß und Degradation. Die Assisen der Seine fügten diesem Urtheile vor ein paar Tagen noch ein weiteres von 8 Jahren harter Arbeit wegen Mordversuchs an der Wittwe Brunot hinzu. Der tapfere Neufundländer „Pataud" wurde nicht als Zeuge vorgeführt, es ist ihm aber ein silbernes Ehrenhalsband mit der Inschrift: „Retter seiner Herrin" zugedacht.

— Ein in der Geschichte der Strafrechtspflege vereinzelt dastehender Fall beschäftigte am 1. Mai das Berliner Strafgericht. Aus der Untersuchungshaft wurden zwei Gemeindeschüler, der 13jährige Waldemar Rathey und der um einige Monate jüngere Karl Froese vorgeführt, welche der gemeinschaftlichen vorsätzlichen Brandstiftung in fünf Fällen und des wiederholten Diebstahls beschuldigt waren. Alle Strafthaten sind in kurzer Aufeinanderfolge im Monat November v. J. begangen worden. Die beiden Buben besuchten die im Hause Frobenstraße 22 befindliche Gemeindeschule. Lediglich, um für eine Zeitlang vom Schulunterricht befreit zu werden, beschlossen sie, das Haus abzubrennen. Sie stahlen sich zu diesem Behufe von einem umfriedigten Lagerplatz eine Anzahl Preßkohlen, die sie mit Petroleum tränkten, schlichen sich eines Nachmittags nach Schluß der Schule auf den Boden des genannten Hauses und legten regelrecht Feuer an. Als sie es brennen sahen, hielten sie es für gerathen, selbst auf dem nächsten Feuerwehrdepot Meldung zu machen und daher kam es, daß der Brand gelöscht wurde, bevor er weiter um sich griff. Es entstand aber doch ein Schaden von über 500 M., den der Magistrat als Miether des Hauses hat decken müssen. Wenn die kleinen Brandstifter ihre Absicht, für einige Zeitlang vom Schulzwang befreit zu werden, auch nicht erreicht hatten, so übte das gefährliche Spiel doch einen um so größeren Reiz auf sie aus, als der Verdacht sich nicht auf sie gelenkt hatte, und sie beschlossen eine Wiederholung. In gleicher Weise, wie in der Frobenstraße, legten sie auf dem Boden des Hauses Kurfürstenstraße 42 Feuer an, welches einen Schaden von ca. 1200 M. anrichtete, bevor die von den Brandstiftern herbeigerufene Feuerwehr an der Brandstelle erschien. Einige Tage darauf brannte es auf dem Boden des Hauses Potsdamerstraße 100, dann in der Dennewitzstraße 8, und am 21. November auf dem Boden des Hauses Bülowstraße 26. Alle diese Brände sind geständlich von den beiden Angeklagten angelegt worden. Die verwahrlosten Burschen trugen in der Verhandlung eine erschreckende Gleichgiltigkeit zur Schau, sie gaben aber durch ihre Antworten zweifellos zu erkennen, daß sie sich der ganzen Tragweite ihrer Handlungsweise vollauf bewußt waren. Der Staatsanwalt beantragte gegen Rathey, der der Verführer seines Genossen gewesen, eine Gefängnißstrafe von acht Jahren und gegen Froese sechs Jahre Gefängniß. Der Gerichtshof verurtheilte den ersteren zu fünf Jahren, den Letzteren zu zwei Jahren sechs Monaten Gefängniß.

— Durch große Unterschleife von Seiten eines ihrer Angestellten ist eines der größten Kaufmannshäuser in Brüssel, die Papier-Großhandlung Olin geschädigt worden. Der erste Rechnungsführer in diesem Geschäft hat seine Vertrauensstellung mißbraucht, um in Verbindung mit vier in Charleroi wohnenden Complicen eine große Zahl Wechsel auf sein Geschäftshaus zu fälschen. Der Betrag, um den das Haus geschädigt worden ist, beläuft sich auf über 400,000 Francs. Der Rechnungsführer ist in Haft genommen worden. Da ein großer Theil der gefälschten Wechsel noch nicht eingegangen ist, fürchtet man eine noch weit bedeutendere Höhe der Unterschleife.

— In Padua erregt folgendes, in seinen Einzelheiten noch nicht aufgeklärtes Verbrechen ungeheures Aufsehen. Eine der reichsten Damen von Padua, Marchesa B., versuchte ihren Sohn durch vergiftete Speisen zu tödten. Der Jüngling, von einem Diener gewarnt, ließ die Speisen gerichtlich untersuchen, worauf man in denselben thatsächlich eine große Menge Arsenik fand. Die Marchesa entzog sich der Verhaftung durch die Flucht nach Frankreich. Die Ursache des grauenhaften Mordplanes soll der Umstand sein, daß der Sohn das zügellose Leben der Mutter tadelte.

— Ein furchtbarer Schneesturm am 1. Mai in Stockholm, der einen ganzen Tag anhielt, hat allen Frühlingshoffnungen ein plötzliches Ende bereitet. In den Straßen der Stadt lag der Schnee fußhoch, so daß die Schlitten wieder in Gebrauch genommen werden mußten, während der Eisenbahnbetrieb auf mehreren Stellen in der Umgebung der Hauptstadt ins Stocken gerieth.

— Wohl Niemand braucht seine zehn Finger nöthiger als — die Herren Langfinger. Eine staunenswerthe Seltenheit in der Verbrecherwelt stellt darum der neulich in Wien ertappte einarmige Taschendieb dar, der als „Scävola" allen Anforderungen seiner Kunst genügte. Der fingerfertige Einarm wurde in dem Augenblick verhaftet, als er einem Opfer mit größter Leichtigkeit die Taschenuhr ausspannte.

— Aus ganz Ober-Italien wird von den letzten Tagen des April eine ungewöhnliche Kälte gemeldet.

Theorie und Praxis.

Professor Kohl— auch einer der Bewußten,
Der jedes Jahr ein neues Lehrbuch schrieb,
Das seine Schüler dann sich kaufen mußten—
Mit wahrer Leidenschaft Grammatik trieb.

Eh' es zu Ende ging mit seinem Leben,
Wollt' er ein Werk noch über: „Dich" und „Dir"
Der Nachwelt zur Belehrung übergeben,
Das jeder Irrthum ausgeschlossen schier.

Es war erbärmlich, wie der Mann sich plagte.
Das Werk war fertig bis zum letzten Strich—
Doch als der Tod ihn: „Bist bereit Du!" fragte,
Da sprach er sterbend: „Ich gehorche Dich!"

Die Rettung des Diogenes.

Vom alten weisen Diogenes
Gibt's, glaub' ich, viel Erlogenes,
Denn daß er, wie's im Buche steht,
Nach Menschen auf die Suche geht,
Am Tag bei der Laterne Schein—
Bei 'nem Narren könnt' es gerne sein,
Doch scheint's beim weisen Diogenes
Was aus den Fingern Gesogenes.
Und daß er auf die Frag' Alexanders spricht:
„Ich weiß mir zu wünschen was Anderes nicht,
Als daß Ihr mir aus der Sonne geht,
Und mir nicht vor meiner Tonne steht—"
Ein Ding, das von selbst zu erlangen wär',
Weil Alexander jedoch gleich gegangen wär'—
Nein, so etwas schlecht Erwogenes
Glaub' ich nicht vom weisen Diogenes.

Spruch.

Es gab nie ein vollkommnes Glück
Und wird nie eines geben;
Was man erreicht hat, tritt zurück
Vor ewig neuem Streben!

— Reclame. In einer Restauration sitzen verschiedene fröhliche Zecher. Da öffnet sich die Thüre und herein tritt ein Gast, der am gleichen Tische Platz nimmt und seinen tadellosen Cylinder neben sich stellt. Als das Gespräche auf Kraftproben kommt, mischt sich der Fremdling hinein und beginnt von seinen eigenen Leistungen auf diesem Gebiete die ungeheuerlichsten Dinge zu erzählen. Die anderen Gäste, die dies ärgert, benützen, als ihr Gegner sich auf einen Augenblick entfernt, die Gelegenheit, um ihm einen Schabernack zu spielen. Schnell wird etwas Leim besorgt und die Angströhre an den Tisch geleimt. Als nun der starke Unbekannte das Lokal verlassen will, ergreift er seinen Hut, aber dieser scheint mit dem Tische zusammengewachsen. Da—ein Ruck, und Hut und Tisch sind auf seinem Kopfe. Noch ein niederschmetternder Blick auf die Uebelthäter und stolz schreitet er an dem verblüfften Wirthe vorüber, milde lächelnd, zum Lokal hinaus. — Die Kraft des Unbekannten ist gewiß ebenso sehr bewiesen, wie die Haltbarkeit des Cylinders. Solche Hüte aber bekommt man ausschließlich in der weltbekannten Fabrik von Jonas Hasenheim, Berlin, Roßmarkt 111.

— Uebertrumpft. „Ach, Herr Doktor, Sie glauben nicht, welch' gutes Herz meine Tochter Laura hat. Denken Sie, neulich bekommt unsere Hauskatze sieben allerliebste kleine Kätzchen; das eine war leider sehr schwach und krank, und da hat das gute Mädchen es mit der Flasche großgezogen!" — „Ach, gnädige Frau, das ist noch gar nichts; wenn Sie wüßten, wie viele Kater ich schon mit der Flasche großgezogen habe!"

— Wer einmal lügt, u. s. w. „Denken Sie nur, was der Herr Oberförster wieder Neues mitgebracht hat! Er hat gesagt: Fräulein Morgenstern sei Braut mit einem reichen Engländer!"—„Das ist auch in der That der Fall, mein Lieber! Warum sollte denn das nicht wahr sein?" — „Weil ich dann nicht begreife, wozu es der Herr Oberförster erzählt hat!"

— Bittere Wahrheit. Herr: „Ich habe keine Mutter, keinen Vater mehr, und auch meine Verwandten verloren! — Dame: „O, das ist schlimm! Haben Sie denn aber gar keine Verwandten mehr—sind Sie denn alle gestorben?" — Herr: „O nein, nicht alle—aber reich sind sie geworden!"

— Schmeichelhaft. Dame: „....Es wäre mir schon recht, wenn Sie durchblicken ließen, daß Sie die Neuigkeit von mir haben—nur dürfen Sie es nicht direkt zugestehen!"—Herr: „Lassen Sie mich nur machen—ich sage einfach: „die böse Welt sagt" — dann weiß man die Quelle schon!"

Zur Kindererziehung. Aeltere Dame: „Welchen Arzt haben Sie für Ihre Kleine?" — Junge Frau (zärtlich über ihr Kind gebeugt): „Herrn Geheimrath Müller!" — Aeltere Dame: „Was? Unsere erste Autorität! Das ist doch übertrieben, meine Liebe! Wer wird denn Kinder so verwöhnen!"

— Das weiche Herz. Ein Schnorrer spricht bei einem reichen Bankier vor und weiß ihn durch ergreifende Schilderung seiner traurigen Lage derart zu rühren, daß er seinem Kammerdiener klingelt und ihm schluchzend zuruft: „Werf' den Kerl hinaus — er zerbrecht mer das Herz!"

— Im Vertrauen. Köchin: „Jetzt, da ich aus Ihrem Dienst geh', gnä' Frau, will ich Ihnen sagen, daß der Schlüssel von der Küche auch zu der Thür von der Speisekammer paßt."

— Konversationston auf der Reitbahn. Unteroffizier: Mehlhuber, reißen Sie's Maul doch nit so auf! Ihr Gaul scheut ja förmlich vor dem Abgrund!

— Zwischen den Zeilen geantwortet. „Ich werde niemals einen Arzt heirathen!" — „Ich auch nicht!" — „Warum?" — „Aus dem gleichen Grunde!"

— Große Mühe. „Glauben Sie wohl, daß es mich viel Mühe gekostet hat, meinen Schuster zu bewegen, heute Morgen zehn Mark von mir anzunehmen?" — „Was Sie sagen!" — „Ja, er wollte durchaus zwanzig haben."

— Vorstudium. — „Sie wollten ja Ihren Sohn Brauer werden lassen! Warum haben Sie ihn denn da auf die Universität geschickt?" — „Ich habe mir gedacht, als Student lernt er das Bier am gründlichsten kennen!"

— Ermuthigend. — Fremder: „Was begehrt Ihr als Führer auf das Geisterhorn hinauf und herunter?" — Führer: „Herunter braucht mi' net!"— Fremder: „Warum?"—Führer: „Weil'st abifallst!"

— Selbstverständlich. „Haben Sie „Francillon" gesehen, meine Gnädige?" — „Aber danach fragt man doch nicht in der Gesellschaft." — „Sie meinen, das ist selbstverständlich?"

— Falsch verstanden. Meine Tochter macht große Fortschritte in der Musik — sie soll gar vierhändig spielen lernen.—Unglaublich! — Ja, vorläufig lasse ich sie jedoch nur mit zwei Händen spielen.